



EL-DE-INFO



Nr. 60a

Sonderausgabe Febr. 2016

Verein EL-DE-Haus e.V

HERAUSGEGEBEN VOM VEREIN EL-DE-HAUS E.V. FÖRDERVEREIN DES NS-DOKUMENTATIONSZENTRUMS DER STADT KÖLN
WWW.NSDOK.DE APPELLHOFPLATZ 23-25 50667 KÖLN EL-DE-HAUS@WEB.DE
VEREIN EL-DE-HAUS KONTO-NR. 1945 | BLZ 370 205 00 | BIC BFSWDE33XXX | IBAN DE34 370205 0000 0000 1945
REDAKTION: HAJO LEIB (VERANTWÖRTLICH LT. § 6 MDSTV) | KONTAKT: HAJO.LEIB@NETCOLOGNE.DE | TEL 0221 - 340 56 20

EDITORIAL

Liebe Mitglieder, liebe Leserin, lieber Leser,

Ermutigendes in diesen Wochen nach den schrecklichen Ereignissen der Kölner Silvesternacht und ihren gesellschaftspolitischen Folgen gibt es wahrlich wenig zu berichten. Diese Sonderausgabe aber kann und soll Mut machen:

Jugendliche und junge Erwachsene im Alter von 17 bis 35 Jahren aus Köln mit unterschiedlicher Herkunft, Kultur oder Religion trafen sich am 24. November 2015 im EL-DE-Haus auf Initiative des Vereins und seiner Vorstandsmitglieder *Walla Blümcke* und *Willi Reiter* zum Gespräch – zu einer **"Begegnung statt Rassismus und Antisemitismus. Identität(en) in kultureller Vielfalt"**. Beide bereiteten den Abend in mehreren Treffen mit den Akteurinnen und Akteuren vor und moderierten den Abend einfühlsam und zielbewusst.

Diese fünfte und letzte Veranstaltung unserer Reihe **"Toleranz an der Schmerzgrenze. Der neue Antisemitismus in Deutschland"** war eine ganz besondere: kein Vortrag, kein Referat.



Angelika, Anton, Ernst Otto, Dilara, Irina, Merfin, Nadja, Randa, Yusuf – neun junge Menschen meldeten sich persönlich zu Wort, sprachen über ihre Herkunft, ihre Suche nach

Identität, ihr Leben in Köln – und über Rassismus, Antisemitismus. Sie sprachen über die **gefühlte und gelebte Integration**.

"Jugend in Köln im Gespräch" war ein emotionaler, lehrreicher und erhellender Abend und zeigte die beeindruckende Gesprächskultur junger Menschen. Eine TV-Dokumentation dieses Abends

zur besten Sendezeit hätten diese jungen Menschen mehr als verdient.

Lesen Sie selbst den wunderbar zusammengefassten Bericht von *Walla Blümcke*.

Mit den besten Grüßen
Ihr Förderverein, Ihre Redaktion

Hajo Leib

Foto: © Karin Richert

P.S.: Die nächste reguläre Ausgabe EL-DE-Info erscheint Ende Februar 2016.

IMPRESSUM

Redaktion: Hajo Leib - Kontakt: siehe Kopf "EL-DE-Info" - Gestaltung: Çiler Firtina

Mitarbeit an dieser Ausgabe: Walla Blümcke, Willi Reiter, Dieter Maretzky

EL-DE-INFO

LINKS Für den Inhalt angegebener Internetseiten sind ausschließlich deren Betreiber verantwortlich. **VERANSTALTUNGSHINWEISE** Termin- und Ortsangaben wie Themen sorgfältig bearbeitet, jedoch ohne Gewähr. **NEUBESTELLUNG** Geben Sie uns bitte E-Mail-Adressen Interessierter weiter (mit deren Zustimmung), an die wir unseren Newsletter – kostenlos und unverbindlich – zusenden dürfen: el-de-haus@web.de **ABBESTELLUNG** Falls Sie den Newsletter nicht mehr wünschen, bitte unter Betreff »abbestellen« vermerken. **DATENSCHUTZGARANTIE UND REDAKTIONSHINWEIS** Ihre E-Mail-Adresse wird ohne Ihre Zustimmung niemals an Dritte weitergegeben. – Namentlich gekennzeichnete Beiträge entsprechen nicht unbedingt der Vereins- bzw. Redaktionsmeinung. **ARCHIV** Alle Newsletter-Ausgaben finden Sie auch im Internet: www.nsdok.de [Menüspalte links unten »Verein EL-DE-Haus« anklicken; rechts erscheint jeweils die aktuelle Ausgabe im Kleinbild; oben »Newsletterarchiv« anklicken; gewünschte Ausgabe auswählen] dort finden Sie auch Pressemitteilungen des Vereins sowie Beitritts- wie Bank-einzugsformular zum Ausdrucken und Absenden.

Jugend in Köln im Gespräch: Begegnung statt Rassismus und Antisemitismus. Identität(en) in kultureller Vielfalt

Ein Bericht von Walla Blümcke

Sie sind jung, sie sind verschieden, sie haben Persönlichkeit. Sie stammen aus unterschiedlichen Ländern und Kulturen und gehören unterschiedlichen Religionen an oder sind nicht gläubig. Sie hören einander zu, haken nach, stellen neugierig Fragen und erzählen vor allem öffentlich mit Klarheit und Mut von ihren Wurzeln, wie sie zu ihrer Identität oder ihren Identitäten gefunden haben und welche Werte ihnen wichtig sind. Sie wollen durch ihre Begegnung Rassismus und Antisemitismus bewusst etwas entgegen setzen.

Haben sie Rassismus oder Antisemitismus selbst erlebt? Über eine Strecke scheint es, als lebten wir in Köln in einer „Oase“ friedlicher Koexistenz, wo Verschiedenartigkeit in Kultur oder Glauben, zumindest nebeneinander, problemlos möglich ist. Aber wer sind sie, die sich trauen, mit ihren Lebensgeschichten in die Öffentlichkeit zu gehen?

Irina studiert im dritten Semester in Köln. Sie stammt aus der Ukraine, ist im Alter von vier Jahren mit ihren Eltern nach Dortmund gekommen. Sie ist Jüdin und lebt ihren Glauben in der Synagogen-Gemeinde in der Roonstraße, macht dort aktiv in der Jugendarbeit mit. Irina will andere Menschen kennen lernen und zeigen, wie Juden leben, dass sie ganz normale Menschen sind, so dass der Umgang mit ihnen vorurteilsfreier wird.



Ihre Eltern waren nicht religiös, das wäre in der ehemaligen Sowjetunion auch schwierig gewesen, wo die „größte Religion der Kommunismus“ war. Zu Hanukka gab es ein bisschen Geld von der Oma, teilweise wurde auch jüdisch gekocht. So hat sie sich erst nach und nach dafür interessiert, was „jüdisch sein“ bedeutet. Und es gab für sie zwei Glücksfälle in ihrem bisherigen Leben: Sie ist erstens nach dem Abitur für ein Jahr nach Israel gegangen. Und das Land, in dem sie viele Verwandte hat, hat ihr gut gefallen. Und zweitens hat sie dort ein Programm mitgemacht, in dem sie für sich entdecken konnte, was „jüdisch sein“ bedeutet.



Dilara, Merfin und Irina

Merfin ist Rom und Muslim, lebt in Düsseldorf und arbeitet als Geschäftsführer von ternodrom e.V. – Interkulturelle Jugendselfstorganisation von Roma und Nichtroma in NRW, er hat die Roma-Moschee in Düsseldorf mitgegründet.

Merfin stammt aus Skopje, Mazedonien, und weiß, dass seine Wurzeln bis zurück in die nordwestindische Kultur vor 1.000 Jahren reichen, wo seine Vorfahren versklavt wurden. Im Laufe eines langen Prozesses haben sie ihren Weg über Persien und Syrien nach Europa gefunden.

„Wer bin ich?“ ist für die jungen Roma und Sinti in seiner pädagogischen Arbeit eine wichtige Frage, vor allem auf dem Hintergrund von Fremdzuschreibungen. Für ihn macht Vielfalt die Identität aus, Vielfalt, die normal ist. Problem sei, dass immer noch zu viel in nationalen Strukturen gedacht werde.

Sein Glaube ist wichtig für ihn, ist mehr als nur Ritual, denn er zelebriert z.B. mit seinem Morgengebet das Leben. Das Beten ist für ihn eine besondere Form der Bewusstheit, die ihn stärkt und Dinge intensiver wahrnehmen lässt. Er hat seinen Weg gefunden, aber er erwartet nicht, dass andere ihn auch gehen.

Aufgewachsen ist Merfin in einer Romasiedlung in Skopje, die in der NS-Zeit ursprünglich als Konzentrationslager geplant war. In seiner Familie hat er lange nur heroische Partisanengeschichten gehört: Wie sie gegen die Wehrmacht und die SS gekämpft haben.

Dass es brutalste Menschenrechts- und Kriegsverbrechen an seiner Familie gab, hat er erst im Alter von 25 Jahren erfahren. Da spürt er die Schmerzgrenze und sieht als Angehöriger einer Minderheit viele Gemeinsamkeiten mit der jüdischen Schicksalsgemeinschaft, weil es in Bezug auf den NS-Völkermord viele Parallelen gibt.

Aber die Schmerzgrenze spürt er auch als Muslim, dem der Glaube ein wesentlicher Teil seiner Identität ist, wenn er sieht, dass es unter muslimischen Jugendlichen pseudoreligiös begründeten Antisemitismus gibt. Das schockiert ihn und er sucht nach dem richtigen Umgang damit.

Und es gib eine dritte Schmerzgrenze für ihn: Er hat viele Kontakte zu Aleviten, die in ihrer Geschichte, im Osmanischen Reich, ebenfalls viele Menschenrechtsverletzungen und Massaker erleiden mussten. Gleichzeitig sieht er, dass viele Muslime auf dem Balkan das Osmanische Reich heroisieren, sich als wahre Osmanen sehen, da die Türken ja von Atatürk geprägt seien. Er fühlt sich den Aleviten nahe und ist gleichzeitig balkanstämmiger Muslim – ein „komisches feeling“, sagt er.



Nadja, Dilara und Merfin

Dilara ist ein „echt kölsches Mädchen“, in Köln geboren und aufgewachsen. Die Wurzeln ihrer Familie sind türkisch, sie ist gläubige Muslima. Mit elf, vor sechs Jahren, hat sie das Kopftuch angezogen, gegen den Willen ihrer Eltern, die sie vor Vorurteilen und Benachteiligungen wegen dieses Symbols in ihrem Umfeld schützen wollten.

Drei Wochen sind es nun her, dass sie es nach langer Überlegung abgelegt hat, weil sie sich stark genug für diesen Schritt fühlte: „Sich selbst finden, ist schwer.“ Sie kann glauben ohne Kopftuch, sie war die Blicke leid, die fragten, ob sie zum Kopftuch gezwungen wurde oder unterstellten, dass unter dem Tuch eine Integrationsunwillige oder eine Erdogan-Anhängerin steckt. Das war für sie kein einfacher Schritt, aber die Eltern tragen ihn mit, mehr oder weniger leicht, sie respektieren ihre Tochter und deren Entscheidungen.

Mutter und Schwester, beide mit Kopftuch im Publikum, lächeln ebenso stolz und gerührt bei diesen Worten wie die jüngste Schwester, die die langen Haare offen trägt.

Dilara macht hier mit, um zu zeigen, dass nicht jede Muslima in die Schubladen passt, die zu oft für sie bereitgehalten werden, z.B. die des Antisemitismus. Es liege nicht am muslimischen Glauben, sondern an den einzelnen Menschen, wenn sie Juden hassten. Die Attentäter in Paris und anderswo sind ihrer Meinung nach keine Muslime, sie lesen den Koran nicht richtig oder verstehen ihn nicht richtig, puzzeln sich vielmehr alles so zusammen, wie es ihnen passt, sie seien krank. Umgekehrt findet sie es normal, dass die Menschen in der Keupstraße Angst vor rechter Gewalt haben, aber gerade dann müsse man stärker rausgehen, reden und zeigen, dass man nicht den Vorurteilen entspreche.



Irina, Ernst-Otto, Anton und Angelika

Anton stammt aus Moskau, auf den dunkelblonden Haaren trägt er eine kleine weiße Kippa, ist bekennender Jude und sehr aktiv in der Jugendarbeit, leitet die jüdische Gemeinde in Köln.

Ihm ist die Bildung und Information der jungen Jüdinnen und Juden aus Osteuropa Herzensangelegenheit, weil sie wenig Kontakt zu jüdischen Traditionen und Riten, zum jüdischen Glauben haben konnten.

Er lehrt sie ihre Wurzeln kennen, auch als Ergebnis seiner eigenen Geschichte: Er war schon 13 Jahre alt, als er erfahren hat, dass er jüdisch ist, aber doch nicht wusste, was das ist. Sie haben die jüdischen Feiertage gefeiert, aber mit Schweinefleisch und ohne zu wissen, worum es an diesen Feiertagen geht: „Wir wussten nicht, was wir nicht richtig machten.“ Erst in Deutschland, als sie in der Schule „Damals war es Friedrich“ gelesen haben, hat er sich – mehr oder weniger freiwillig – geoutet. Aber schon zuvor wurde er an der Schule in Essen (mehr als zwei Drittel Schüler/innen mit Migrationshintergrund!) wegen seiner fehlenden Sprachkenntnisse diskriminiert. Als Folge hat er begonnen, sich mit dem Judentum zu beschäftigen, denn man muss wissen, wer man ist. Er hat mit 15 Jahren Schweinefleisch gemieden und ist mit 16 religiös geworden und regelmäßig in die Synagoge gegangen.

Sein Vater sei Arzt und Naturwissenschaftler, er wolle alles durchdringen und kenne die Thora gut, aber esse trotzdem Schweinefleisch. Er selber sei anders, er interessiere sich auch für Hintergründe, aber er sei auch ein sehr gläubiger Mensch und glaube, dass sich sein Glaube rentiere. Er unterscheidet die Traditionen vom Glauben, er halte sich an Regeln und Rituale, damit das Jüdische nicht aussterbe, damit die Menschen vor 70 Jahren nicht umsonst gestorben seien. Er lebe ihren Glauben und gebe ihn weiter, wie die nach ihm ihn dann auch weitergeben werden.

An dieser Begegnung findet er die Unterschiede spannend: „Das ist ja das Coole!“. Gemeinsam sei uns allen, dass wir Menschen seien. Aber was uns einzeln ausmache, das sei unterschiedlich, trotzdem können wir gut miteinander umgehen. Problematisch werde es, wenn jemand in seiner Religion verschwinde, nicht nach außen gehe, wenn er nur seine Religion als richtig ansehe, die Andersgläubigen abwerte. Die Schmerzgrenze ist nach seinem Erleben längst erreicht: Er kann nicht nachvollziehen, dass 70 Jahre nach dem Holocaust Hakenkreuze an Synagogen geschmiert werden.

Die Kippa hat er aufgesetzt, nachdem an seiner Synagoge in Essen mit Gullydeckeln Scheiben eingeworfen worden waren. Er fordert deshalb mehr Aufklärungsarbeit in Schulen, aber nicht von Lehrern (wie Walter Hermann), sondern von Zeitzeugen oder deren Kindern, von Juden, Muslimen usw. Da müsse auch Raum für Emotionen sein.

Aber auch das ist seine aktuelle Gegenwart: Jüdische Eltern in Köln haben Angst, weil direkt gegenüber der Synagoge Container für Flüchtlinge aufgestellt wurden. Sie lassen ihre Kinder nicht mehr zur Jugendarbeit gehen, weil sie Feindseligkeiten antisemitisch sozialisierter Araber befürchten. Er argumentiere dagegen, aber viele Eltern sähen die Flüchtlinge als Gefahr.



Anton und Angelika

sprachen noch Jiddisch (und wurden Opfer des Holocaust), der Vater kann es auch noch sprechen.

Die Eltern wollten nicht, dass sie sich als Jüdin outet, weil der Vater selbst als Jude in der Schule beschimpft und angegriffen wurde und man in Deutschland nicht wisse, wie das Gegenüber reagiere. So hat sie in der Schulzeit geschwiegen und erst in Köln zu einem Teil ihrer Identität gefunden, als sie sich mit sich selbst beschäftigt und zum ersten Mal Freunden erzählt hat, dass sie nicht nur Russin ist. Sie musste sich nicht mehr verstecken und die Freunde haben positiv reagiert, viel gefragt.

Sie erlebt sich als kulturell aschkenasisch geprägt und muss nicht religiös sein, um sich als Jüdin zu fühlen. Ob in Köln, Chicago, Düsseldorf oder New York, sie erlebe sich als Teil einer internationalen, kulturellen Gemeinschaft.

Angelika stammt auch aus der Ukraine, aus Odessa. Sie war ebenfalls vier Jahre, als ihre Eltern nach Deutschland, Düsseldorf, umsiedelten. Seit drei Jahren lebt und studiert sie in Köln und engagiert sich politisch bei den Jusos. Ihr Elternhaus ist nicht religiös und sie sieht sich als säkulare Jüdin. Jüdisch sein bedeutet für sie eher Brauchtum und Kultur. Sie interessiert sich natürlich für ihre Wurzeln.

Ihre Großeltern sprachen noch Jiddisch (und wurden Opfer des Holocaust), der Vater kann es auch noch sprechen.

Der Vater ist Atheist und doch Mitglied der Synagogen-Gemeinde Düsseldorf und zahlt auch seine Abgaben, weil es ihm innere Verpflichtung ist, das jüdische Gemeindeleben in Deutschland zu stärken. Ihr Engagement bei den Jusos, Schwerpunkt „Kampf gegen Antisemitismus und Rassismus“, sei bekannt und führe leider auch schon mal zu Anfeindungen.



Irina, Ernst-Otto, Anton und Angelika

Ernst-Otto stammt aus Köln-Flittard, dort ist er geboren und aufgewachsen. 17 Jahre ist er jung. Er ist evangelisch, doch er ist nicht fromm. Er liebt seine evangelische Brückenschlag-Gemeinde in Mülheim, das Treffen mit gleichgesinnten Jugendlichen, mit denen er reden kann, die gemeinsame Gestaltung von Jugendgottesdiensten und Jugendarbeit.

Ernst-Otto, der altbackene Name klingt so typisch deutsch, so blond, aber Ernst-Otto ist schwarzer Deutscher, seine Mutter stammt aus Ghana, sein Vater ist Deutscher. Von der Mutter hat er die Religion „geerbt“, von dem Vater den Vornamen, den auch schon der Opa trug. Über Rassismus verliert er kein Wort, hat er ihn nicht erlebt oder lässt er ihn nicht an sich heran, berührt er ihn nicht? „Ruht“ er in der Flittarder Sicherheit des Elternhauses und der multikulturellen Umgebung der Willy-Brandt-Gesamtschule?



Randa, Yusuf, Nadja und Dilara

Yusuf ist Kölner, Porzer um genau zu sein, hier geboren und aufgewachsen, 22 Jahre alt und Student der technischen Informatik. Sein Vaterland ist Deutschland, seine Familie ist türkischstämmig. Yusuf lebt aktiv seinen alevitischen Glauben. Er ist Vorsitzender der Jugend der alevitischen Gemeinde Porz und Landessekretär der alevitischen Jugend NRW. Als Junge in der Schule wurde er gefragt, warum er nicht in die Moschee gehe, er sei doch Türke? Also hat er die Frage zu Hause Mama und Papa gestellt, die ihm geantwortet haben, sie seien Aleviten. Von da an hat er sich damit befasst, was das ist, woran Aleviten glauben.

Er ist zu einem *Cem*, der geistlichen Zeremonie gegangen, die männliche oder weibliche Geistliche leiten. Diese fragen zu Beginn der Zeremonie, ob alle „im Einvernehmen“ seien. Wenn nicht, dann kann die Zeremonie erst beginnen, wenn die Probleme gelöst sind. Das hat ihn fasziniert und dazu geführt, dass er mehr und Genaueres wissen wollte. Die Aleviten wurden im Osmanischen Reich und in der Türkei verfolgt und ermordet. In Deutschland besteht die alevitische Gemeinde seit 25 Jahren.

In den Cem geht man nicht als Yusuf oder Ezgi, sondern als Seele, gleich ob Mann oder Frau. Es gibt Rituale wie den *Semah*, einen mystischen Tanz als gemeinschaftliches Gebet mit verschiedenen Bewegungsmotiven. Eines bedeutet z.B., dass Gott nicht im Himmel ist, sondern dass göttliche Wahrheit in jedem Menschen ist. Diese göttliche Wahrheit zu erkennen, ist das Ziel der Aleviten und das geht nur, wenn sie miteinander im Einvernehmen sind, sich gegenseitig respektieren und friedlich zusammenleben.

Alle Menschen sind gleichwertig. Auf Anfeindungen sollen Aleviten mit Liebe antworten und ihre Werte weiter geben. Wenn andere aber seinen Glauben diffamieren, so Yusuf, argumentiere er natürlich dagegen. Doch das sei nicht so leicht, weil das Alevitentum nicht wissenschaftlich erforscht sei. Es gibt erst seit Kurzem zwei Lehrstühle an deutschen Universitäten, wo diese Forschung nun stattfindet.

Nadja ist gebürtige Kölnerin, 25 Jahre alt und studiert zurzeit. Sie macht evangelische Jugendarbeit in Köln-Bickendorf. Ihr Vater stammt aus dem italienischen Südtirol, und die Mutter ist Kölnerin, beide sind natürlich katholisch. Nadja ist getauft, zur Kommunion gegangen und gefirmt und die kirchliche Trauung ist ihr sozusagen in die Wiege gelegt worden.

Als Jugendliche war ihr die katholische Jugendgruppe zu spirituell geworden, das entsprach damals nicht ihren Bedürfnissen, war ihr zu anstrengend.

Eine atheistische Freundin, die bei den „Evangelen“ arbeitete, hat sie dann mitgenommen, weil es dort „so coole Leute“ gebe. „Dort war es anders, lockerer, da hingen nicht überall Kreuze und man musste sich nicht hinknien.“ Sie hat sich wohlgeföhlt und ist geblieben. Niemand hat gefragt, welcher Religion sie angehöre, sie hat mitgemacht, sich engagiert. Aber als es um Gremienarbeit ging, da wurde es schwierig, da hieß es dann, dass das nicht ginge, sie sei ja katholisch. Man hat ihr mehrfach nahe gelegt, zu konvertieren.

Sie arbeitet dort mit Herzblut, aber sie muss das Evangelische nicht auch auf Papier stehen haben. Sie hat sich erst ab dem Alter von 17 Jahren mit sich auseinandergesetzt und ist inzwischen ein sich selbst sehr stark reflektierender Mensch, sehr selbstkritisch. Aber sie hat sich bisher noch nicht gefragt, welche „Herzen in ihrer Brust schlagen“.

Zur Rolle des Glaubens in ihrem Leben zitiert sie einen ehemaligen Pastor und Lehrer: Man kann nicht nicht glauben. Man kann nicht sagen, dass Gott nicht existiert, man weiß es nicht, man kann auch das nur glauben. In der Jugendarbeit kommen die jungen Leute jede Woche, weil sie sich dort wohl fühlen. Und auch wenn sie nur erzählen, wie ihr Tag war, ist das für Nadja wichtiger als Gottesdienst.



Yusuf und Nadja

Randa ist in Köln geboren, aber nicht hier aufgewachsen. Ihre Muttersprache ist nicht Deutsch. Die familiären Wurzeln hat sie in Tunesien, dort lebt ihre Mutter und lebten auch die Großeltern. Sie war zeitweise auch in Mexiko und Spanien zu Hause. Sie ist liberale Jüdin, unterrichtet Französisch und Spanisch an einem Gymnasium. Sie macht in dieser Begegnung mit, weil sie sich lange und immer noch mit „Identität“ beschäftigt bzw. beschäftigt hat.

Die Rhetorik zum Thema sei oft negativ für Menschen wie sie: Man ist zerrissen, sitzt zwischen zwei Stühlen, hat das Gefühl, sich entscheiden zu müssen oder hat einen Identitätskonflikt. Sie hat für sich die Lösung über die Beschäftigung mit der Auseinandersetzung gefunden, wann nordafrikanische Literatur als französisch gelten kann oder als maghrebisch gelten

muss. In diesem Zusammenhang hat sie von dem Begriff des „3. Raumes“ erfahren und gelernt, den Begriff „Identität“ positiv im Plural zu benutzen, d.h. Identität ist eine dynamische Aktivität und lässt Ambiguitäten zu. Sie erlebt die Konstruktion von Identität als Balanceakt. Sie konnte und wollte sich nicht entscheiden, nur das eine oder das andere zu sein. Sie kann den Reichtum in sich ausschöpfen, damit sogar spielen, wenn die Fremdbestimmung und die Etikettierung von anderen aufgrund ihres Aussehens oder die Situation oder die eigene Befindlichkeit es richtig erscheinen lassen.



Randa, Yusuf und Nadja

So ist sie mal mehr Araberin, mal mehr Frau, mal mehr Jüdin, mal mehr schwarz oder auch muslimisch, z.B. wenn ein Muslim angefeindet wird. Für Randa ist Religion zufällig und vereint nicht. Was hier aber vereine, das seien die verschiedenen Biografien, die Vielfalt, die „unsere Identitäten beinhalten“. Menschen brauchen Vorurteile, aber diese müssten immer wieder demontiert werden, die Schubladen müssten immer wieder infrage gestellt werden und wir müssten entscheiden, wie wir damit umgehen.

Sie sagt nicht, ob sie selbst schon Rassismus oder Antisemitismus erlebt hat. Aber sie denkt immer wieder quer, weist darauf hin, dass Dschihadisten verlorene Seelen seien, häufig deutsche Konvertiten, Akademiker oder Frauen. Die üblichen Schubladen funktionierten hier nicht. Wir seien schnell dabei, wie bei den Jugendunruhen in den Pariser Banlieus, rassistisch zu argumentieren. Aber wir übersähen dabei zu leicht, dass z.B. nach dem Attentat auf „Charlie Hebdo“ Polizisten gezielt Dunkelhaarige / Dunkelhäutige kontrollierten, so dass diese jungen Menschen Diskriminierung erfahren. Dasselbe passiere nach den jüngsten Attentaten auch in Deutschland. Und das sei gefährlich, Diskriminierung wirke schleichend.

Randa ist ein großer Fan von Martin Buber, der den Begriff der Begegnung prägte in der Bedeutung von „Vorurteile abbauen“, wozu auch Reibung gehört. Niemand müsse konform sein mit dem, was andere glauben. In jeder Begegnung sieht sie erst einmal den Menschen, das sei das Wichtigste - auch wenn es hin und wieder schwer sei, Vorurteile auszuschalten.

Ihre Antwort auf die Frage, warum kein „Bio-Deutscher“ auf dem Podium wäre, war vielleicht der schönste Satz, der auch ein prächtiges Schlusswort abgegeben hätte: „Deutsche wachsen nicht auf Bäumen. – Wir sind Deutschland. Wir sind Deutsche.“



Warum findet „getrennte“ Jugendarbeit statt?

Die Jugendarbeit in Verbänden und religiösen Gemeinschaften hilft jungen Menschen, vor allem zugewanderten - neben allem anderen, das sie leistet - ihre kulturellen und religiösen Wurzeln kennen zu lernen und ist sicher auch ein Beitrag zur Identitäts/enfindung. So kommen sie z.B. in die jüdische Gemeinde, weil sie zu Hause keinen traditionellen oder religiösen Rahmen haben.

Sie wollen Antworten für sich, auch um sie anderen weitergeben zu können. Hier findet Wertevermittlung ohne Unterrichtscharakter statt, aber hier soll auch Angst vor Fremdem genommen werden.

Ähnliches gilt für die alevitische Jugendarbeit, sie sind hier aufgewachsen, wollen ihre Religion kennen lernen und erhalten und ihre Werte in die Gesellschaft einbringen: Gleichberechtigung von Frau und Mann, Gleichberechtigung von Völkern und Religionen. Hier ist ihre Gesellschaft, ihr Vaterland ist Deutschland.

Für die Jugendarbeit mit Sinti und Roma gilt auch, dass sie, im Gegensatz zur Schule, einen nicht formalen Bildungsrahmen bieten. Sie arbeiten in unterschiedlichen Gruppen, weil es Bezugspunkte braucht. Das kann die Religion sein, das kann aber auch die ethnisch-sprachliche Minderheit sein. Jugendarbeit muss nicht in „Säulen“ stattfinden, man kann auch zusammenarbeiten, Kooperationen mit anderen Verbänden, z.B. den katholischen, gibt es immer wieder.

Für Ernst Otto ist wichtig, dass er in der evangelischen Jugendarbeit andere junge Leute trifft, die denken wie er, dieselben Einstellungen haben. Mit ihnen kann er über Dinge reden, über die man mit anderen nicht redet, das sei das Besondere.

Wie geht es weiter nach dieser Begegnung im EL-DE Haus?

Die alevitischen und jüdischen Jugendlichen haben schon ein Projekt „Vielfalt“ im Rahmen ihrer Jugendarbeit konkret geplant: Sie wollen den interreligiösen Dialog fördern, und im Dezember besucht die alevitische Jugend aus Porz die Synagoge, der Gegenbesuch der jüdischen Jugend zu einem Cem in Porz wird dann im Februar stattfinden. Anton wird im neuen Jahr Schülerinnen und Schüler der Oberstufe in der Willy-Brandt-Gesamtschule über jüdische Kultur und Bräuche informieren.

Vorbereitung und Moderation der Begegnung:
Walla Blümcke, Willi Reiter

Bericht nach dem Mitschnitt: Walla Blümcke

Fotos: © Dieter Marezky